

# ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

© 2011 Friedrich Veitl, Metropol-Verlag  
Ansbacher Straße 70, D-10777 Berlin, Telefon (0 30) 23 00 46 23, Fax (0 30) 2 65 05 18  
Internet: <http://www.metropol-verlag.de>  
e-mail: [veitl@metropol-verlag.de](mailto:veitl@metropol-verlag.de)

Redaktion:  
Friedrich Veitl (verantwortlich), Detlev Kraack  
und Norbert Seidel  
Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin  
Telefon (0 30) 31 42 54 89  
e-mail: [redzfg@mailbox.tu-berlin.de](mailto:redzfg@mailbox.tu-berlin.de)  
Internet: <http://www.metropol-verlag.de>

Bestellungen bitte an den Verlag. Vertrieb und Anzeigenannahme: Metropol-Verlag Berlin.  
Manuskripte nach Vorabsprache an die Redaktion senden (angenommene Manuskripte per e-mail  
an [veitl@metropol-verlag.de](mailto:veitl@metropol-verlag.de) schicken). Für unverlangt eingegangene Manuskripte kann keine  
Haftung übernommen werden.

Die ZfG veröffentlicht keine Zweitdrucke bereits erschienener Aufsätze sowie keine auch  
andernorts zur Veröffentlichung angebotenen Beiträge. Die Auswahl der Bücher zur Rezension  
behält sich die Redaktion vor.

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift erscheint monatlich.

Einzelheftpreis 12,- € (zuzügl. Versandkosten und Porto);

Jahresbezugspreis Inland 121,70 € (einschl. Versand und Porto);

Ausland 121,70,- € (zuzügl. 12,- € Versand und Porto);

Studentenvorzugsabonnement: 91,50 €; alle Preise einschl. Mehrwertsteuer.

Der Abonnent kann seine Bestellung innerhalb von sieben Tagen schriftlich beim Verlag  
widerrufen. Zur Fristwahrung genügt das Datum des Poststempels. Das Abonnement verlängert  
sich zu den jeweils geltenden Bedingungen um ein Jahr, wenn es nicht zwei Monate vor Jahres-  
ende schriftlich gekündigt wird.

Druck: MB Medienhaus Berlin GmbH

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* erscheint monatlich im Metropol-Verlag. Sie ist ein  
Fachorgan für Historiker, Geschichtslehrer, Archivare, Studierende und Interessenten an  
Geschichte und verwandten Disziplinen wie Völkerkunde, Politische Wissenschaft, Altertums-  
wissenschaften, Kunstgeschichte u. a.

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* veröffentlicht Beiträge zu zentralen Problemen der  
deutschen Geschichte, der europäischen und Universalgeschichte sowie zu Fragen der Ge-  
schichtswissenschaft und Geschichtsschreibung.

Die *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* hat einen umfangreichen Rezensionsteil. In jedem Heft  
werden bis zu 40 Neuerscheinungen besprochen.

## INHALT

### ARTIKEL

- ANDREAS GREIERT: Reflex oder Reflexion  
*Zivilisationskritik und Antisemitismus in der deutschen Jugendbewegung* ..... 897
- VERA HENSSLER: „Für die Propaganda nach dem Orient ist bei weitem die  
wirksamste Waffe der Rundfunk.“  
*NS-Auslandspropaganda in den Nahen Osten und Nordafrika* ..... 920
- THOMAS RIEGLER: Ein Attentat, das nicht stattfand:  
Der verhinderte palästinensische Mordanschlag auf Anwar as-Sadat 1981 ..... 938

### REZENSIONEN

#### Allgemeines

- The Theory and Practice of History. Leopold von Ranke. Edited with an  
Introduction by GEORG G. IGGERS. London/New York 2011  
(Stefan Jordan)* ..... 960
- HASSAN GIVSAN: *Zu Heidegger. Ein Nachtrag zu „Heidegger – das Denken  
der Inhumanität“*. Würzburg 2011  
(Harald Seubert) ..... 961
- KATHARINA BLOCK: *Sozialutopie. Darstellung und Analyse der Chancen  
zur Verwirklichung der Utopie*. Berlin 2011  
(Richard Saage) ..... 963
- HERFRIED MÜNKLER: *Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung*.  
Berlin 2010  
(Ulrich Arnswald) ..... 965

historischen Epochen auseinander, nämlich mit Thomas Morus' „Utopia“ (1516) in der Renaissance und der Reformation, mit William Morris' „Kunde von Nirgendwo“ (1890) auf dem Höhepunkt der ersten industriellen Revolution und mit Ursula K. Le Guins „Planet der Habenichtse“ (1974), deren anarchistische Utopie längst als Klassiker des postmateriellen Ansatzes der 1970er-Jahre gilt. Diese Konstrukte einer besseren Welt, die ihre Autoren mit den sozio-ökonomischen Fehlentwicklungen ihrer eigenen Herkunftsgesellschaft konfrontieren, analysiert Block nach einem einheitlichen Muster. Neben der epochalen Einordnung setzt sie sich mit der Zeitkritik der jeweiligen Autoren auseinander, bevor sie sich auf die inhaltliche Beschreibung und den praktischen Geltungsanspruch konzentriert.

Bewegt sich die Autorin in diesem Stadium ihrer Abhandlung auf den Spuren der bisherigen Utopieforschung, so betritt sie Neuland, wenn sie auch Transformationsstrategien untersucht, die zwar nicht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den diskutierten Utopien stehen, aber doch in einem weiteren Sinn mit ihnen kompatibel sind. Es handelt sich um das Erziehungsmodell, das Rousseau im „Emil“ entwickelte, um die bolschewistische Oktoberrevolution als Beispiel einer revolutionären Massenbewegung und um die utopischen Experimente Etienne Cabets und Heinrich Voglers sowie die „offene Utopie“ Carna Zacharias'. Es spricht für den selbstreflexiven Utopieansatz der Autorin, dass sie diese utopischen Realisationsansätze sachlich rekonstruiert und zugleich den Aufweis ihrer Defizite dokumentiert. So erlaubt Rousseau seiner fiktiven Figur Emil erst mit 20 Jahren den Kontakt mit der Gesellschaft; erst jetzt sind angeblich in ihm die Grundsätze des sittlichen Menschen so verankert, dass er den Versuchungen der europäischen Zivilisation jenseits der „volonté générale“ zu widerstehen vermag. Doch resignierend muss Block feststellen, dass das Resultat einer solchen Erziehung eher einer Gestalt wie Kaspar Hauser als

einem „potentiellen Veränderer gesellschaftlicher Zustände“ (S. 72) gleicht. Noch problematischer aber wäre es, wenn man eine ganze Generation nach Rousseaus Modell erzöge. „Innerhalb unserer Gesellschaft würde auch das nichts am kapitalistischen System ändern, da diese Generation auf Anpassung und nicht auf Antagonismus getrimmt wäre. Der Kapitalismus ist zudem ein globales System und wohl kaum durch ein paar ‚Emils‘ zu stürzen“ (S. 73).

Sind nun aber die Verwirklichungschancen einer politischen Utopie größer, wenn wir nicht von einem einzigen Individuum wie Rousseaus „Emil“, sondern von einer Massenbewegung ausgehen, die – wie in Russland 1917 – nicht durch totalitäre Erziehung, sondern durch gemeinsame Interessen gegen das repressive System des Zarismus ihre solidarische und revolutionäre Kraft erlangte? Ist sie geeigneter, utopische Ziele zu verwirklichen, als dies im individualistischen Erziehungsexperiment Rousseaus der Fall ist? Doch auch in diesem Fall kommt die Autorin um das Eingeständnis des Scheiterns nicht herum: Was unter herrschaftsfreien Visionen begann, endete noch vor Stalins Diktatur in einem repressiven System, das statt der Befreiung von entfremdeter Arbeit in einer drakonischen Arbeitsdisziplin seinen Abschluss fand. Wieder stellt die Autorin ernüchternde Fragen: „Waren die Menschen in Russland doch noch nicht reif für ein neues System? Oder waren das Land und somit auch die Gesellschaft einfach zu groß, um den Kommunismus, bzw. überhaupt eine neue Gesellschaftsordnung einzuführen? Ist die Größe der Gesellschaft eine entscheidende Determinante für die Konkretheit einer Utopie?“ (S. 77).

Um diesen Fragen nachzugehen, wendet sich Block dem Ansatz Yona Friedmanns zu. Überschreitet nach dieser Theorie eine Gesellschaft bestimmte berechenbare Größenordnungen, so ist der Veränderungsprozess aufgrund depravierender Einflüsse auf die autochthone Kommunikation ihrer Mitglieder

blockiert. Die daraus folgende Konsequenz ist unausweichlich: Utopia ist auf eine sehr kleine, überschaubare Sozietät festgelegt. Damit ist freilich die utopische Umwälzung fast aller Länder dieser Welt ausgeschlossen, wie die Verfasserin zu Recht feststellt. Aber auch die gelebte Barkenhoff-Utopie Heinrich Voglers scheiterte. Aus privaten und finanziellen Gründen konnte in dieser Kommune von der angestrebten unabhängigen Gütergemeinschaft zu keinem Zeitpunkt die Rede sein. Die „offene Utopie“ Carna Zacharias krankt demgegenüber an dem, was sie vor den älteren archaischen Utopien auszeichnen sollte: der Offenheit. Aber in der Praxis wirkt sich der Mangel an Konkretisierung der utopischen Zielvorgabe verhängnisvoll aus, weil sie jederzeit umgedeutet werden kann und damit letztlich in die Unverbindlichkeit abgeleitet.

Wie immer man die interessanten Befunde Blocks bewerten mag, so zeigen sie deutlich die Grenzen der utopischen Intention auf, die sozio-politische Wirklichkeit auf direktem Wege im Blick auf ein utopisches Ziel umzuwälzen. Sie legen es nahe, auch jenes Veränderungspotenzial des utopischen Denkens ernst zu nehmen, das eher indirekt auf den Zeitgeist wirkte und so nachhaltig das Profil der Moderne bestimmte.

Richard Saage

HERFRIED MÜNKLER: *Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung*. Rowohlt Verlag, Berlin 2010, 300 S.

Einmal mehr zeigt *Herfried Münkler* ein gutes Gespür für die Themen der Zeit. „Mitte und Maß“ erscheint in einem Moment, da die Frage nach der Mitte der Gesellschaft Hochkonjunktur hat. Die Sorge über die sich verkleinernde Mittelschicht darf man als unstrittig voraussetzen. Dies beinhaltet die Annahme, dass eine solche Entwicklung politisch gefährlich werden kann, denn die Mitte gilt als Fundament der Stabilität. Die gegenwärtige Debatte dreht sich

also nicht um ein Zuviel an Mitte, sondern vielmehr um ein Zuwenig. Ausgehend von einem Zweizeiler des konservativen Barockdichters Friedrich von Logau, der in einem Sinngedicht festhielt „In Gefahr und großer Noth // Bringt der Mittel-Weg den Tod“ arbeitet sich Münkler durch die Ideengeschichte, um den politischen Begriff der Mitte zu eruieren.

Der Sinnspruch wurde in den 1960er-Jahren der Bundesrepublik zum Slogan der Aufbegehrenden, die der Ausrichtung auf die Mitte in der Gesellschaft müde waren und der Mehrheit der deutschen Bevölkerung vorhielten, „eine verhängnisvolle Form von Unentschiedenheit und Unentschlossenheit zu fördern“ (S. 7). Der originäre Sinnspruch galt vermutlich den herrschenden fürstlichen Adelshäusern, kaum dem aufmüpfigen Volk gleich dem der 1960er-Jahre, das sich dieses Motto zu eigen machte. Friedrich von Logau (1605–1655) war am Hof der Fürsten von Anhalt-Köthen Regierungsrat und Hofmarschall. Im welchem geschichtlichen Kontext der Spruch stand, den er unter dem Pseudonym „Salomon von Golaw“ publizierte und 1654 in seinen *Deutsche Sinn-Getichte Drey Tausend* der Öffentlichkeit präsentierte, erläutert der Ideengeschichtler Münkler nicht.<sup>1</sup>

Die Mitte, die als Ort des Ausgleichs, des Wohlstands, des Friedens, aber auch der Sicherheit und der Beständigkeit gilt, wird oft als langweilig, medioker und behäbig begriffen. Diese Meinung vertritt auch der Autor, der in seiner Einleitung feststellt: „Das Extreme ist spannender und aufregender als die Mitte“ (S. 10). Die Avantgarde zieht offensichtlich das unwegsame Gelände der linken und rechten Extreme vor. Ob das Spannende und Aufregende deshalb aber *per se* wünschenswert ist, dazu äußert sich Münkler nicht, auch wenn er gegen Ende seiner Schrift einige Vorteile

<sup>1</sup> Vgl. Friedrich von Logau, Sinngedichte, Stuttgart 1984. Der genannte Sinnspruch findet sich im Abschnitt „Salomons von Golaw Deutscher Getichte andres Tausend“, Kapitel „Zu-Gabe“, Nr. 89., S. 130.

der Mitte hervorzuheben beginnt. Man kann Sympathien mit Hans Magnus Enzensberger erkennen, der in den 1980er-Jahren das „Lob der Mittelmäßigkeit als Ausdruck gelungener Normalität“ verkündete. Dieses Lob ist Ausdruck der Einsicht, dass die Katastrophen des 20. Jahrhunderts die Bedeutung und Wertschätzung einer Politik der Mitte und des Ausgleichs jenseits der Extreme neu erschlossen haben.

Gegliedert ist der Band in vier Abschnitte: Unter dem Titel „Mitte und Maß“ erfolgt erst eine thematische Erschließung und Überblicksdarstellung. Die drei weiteren Kapitel gehen chronologisch vor. Das zweite („Mitte und Macht“) beginnt mit der Antike bei Aristoteles und verortet den Gegenstand der Untersuchung über Horaz bis zu Marx und Engels. Das nächste Kapitel „Mitte und Raum“ beschäftigt sich primär mit den geopolitischen und geostrategischen Vorstellungen von „Mitte“ und der besonderen Lage Deutschlands in der Mitte Europas nach der Reichsgründung 1871, während das vierte und abschließende Kapitel „Das neue Deutschland – eine Republik der Mitte?“ mit den aktuellen Diskursen über den Mitte-Begriff schließt. Die Tatsache, dass das letzte Kapitel nur 14 Seiten ausmacht, verdeutlicht bereits, dass die aufgrund des Untertitels „Der Kampf um die richtige Ordnung“ erhofften Antworten auf die Fragen der Gegenwart letztlich ausbleiben. Dem Buch fehlt der alles zusammenführende Fluchtpunkt.

Die „Mitte“ begegnet in den verschiedensten Erscheinungsformen: als politische Mitte, soziale Mitte, „neue“ Mitte (Schröder), „Koalition der Mitte“ (Kohl), „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ (Schelsky) oder als „geopolitische Mitte“. Der Hauptfokus Münklers liegt auf der Frage, was die „Mitte“ einer Gesellschaft überhaupt ausmacht und wie sie zu messen sei. Zweifelsohne ist die sogenannte Mitte ein politisch umkämpfter Begriff. Alle Parteien – selbst *Die Linke* – reklamieren die Mitte für sich und behaupten, deren Interessen zu vertreten. Der Ansturm der Parteien auf die

Mitte ist groß, denn nur wer diese hinter sich weiß, darf auf Regierungsmacht hoffen.

Münkler diagnostiziert die Frage nach der Mitte als ein genuin deutsches Thema (S. 14), wobei er keine systematischen Vergleiche zu anderen Gesellschaften anstellt. Bereits für Aristoteles war die Mitte der anzupeilende Ort zwischen den Extremen und zugleich ein Ort des Maßhaltens und der bürgerlichen Tugend. Auch der römische Dichter Horaz lobte den „goldenen“ Mittelweg. Diese historischen Diskurse relativieren die angebliche „Mitteversessenheit der Deutschen“ (S. 14) und lassen Zweifel an einem deutschen Ausnahmefall aufkommen.

Es ist das große Manko des Bandes, dass der Autor im Schnellgang durch die von ihm zusammengestellte Diskursgeschichte der Mitte hetzt, deren Spannweite u. a. von Autoren wie Solon, Cicero, da Vinci bis Machiavelli, Rousseau, Kant, Hegel und Marx reicht, um dann unerwartet über Wilhelm Busch, Hitler und Stalin auch Hermann Lübke und Franz Walter einzubeziehen. Aber für eine ausführliche Beschreibung und Verortung der entdeckten Charakteristika hat der Verfasser kaum Zeit. Von der Kunstgeschichte zur Geopolitik, von der Urbanistik zur Theologie, von der realen Politik zur Philosophie, überall sucht und findet er seine Mitte, die er stets im Singular umschreibt, was den Allerweltsbegriff der Mitte aber nicht klärt, sondern eher diffuser und nichtssagender erscheinen lässt. Was diese Mitte im Singular ausmachen soll, bleibt vage. Der Text stellt mehr eine Ideensammlung dar, deren Auswahl sich dem Leser kaum erschließt, einem Griff in den Münklerschen Zettelkasten ähnlich. Es ist ein ideengeschichtlicher Parforceritt durch Konzepte von diversen „Mitte“, die nur beiläufig gestreift werden.

So anregend der zusammengestellte Problemaufriss mitunter ist, es mangelt an einer detaillierten Auseinandersetzung mit den diversen Verwendungsformen des Begriffs. Das gesetzte Ziel, den Fundus der Ideengeschichte zu durchforsten, um die Mitte neu zu bestimm-

men, läuft leer. Vielleicht liegt aber genau dies im Wesen des Begriffs, der sich jeder starren Definition entzieht und widersetzt – was erklären würde, warum Münkler trotz seiner Absicht, zu untersuchen, was die Mitte in Deutschland heute ausmacht, am Ende abrupt endet und auf ein Resümee verzichtet.

Ulrich Arnswald

Jochen Thies: *Die Moltkes. Von Königgrätz nach Kreisau. Eine deutsche Familiengeschichte*. Piper Verlag, München 2010, 374 S.

Jochen Thies, der laut Verlagstext „uneingeschränkter Zugang zu bislang unveröffentlichten Dokumenten“ hatte, wertet die Moltkes als einen „außergewöhnlichen Familien- und Traditionsverband“ (S. 17), dem Politiker, Soldaten, hohe Beamte, Landwirte, Künstler und starken Frauen angehörten. Wegen der kaum zu überschauenden Größe und inneren Vielfalt der Familie entschied er sich für einen „Panoramablick“ (S. 348) mit fünf männlichen und zwei weiblichen Protagonisten. Indem er so „die vielfältigen Gaben, Talente und Temperamente der Familie in Form einer Familienbiographie“ schildert, spiegelt er zugleich sowohl die „deutsche Tragödie“ als auch „friedvolle, glückliche Momente“ in ihnen wider (S. 340).

Spartanisch in der Kadettenanstalt Kopenhagen erzogen, wechselte Helmuth v. Moltke 1822 aus dänischen Offiziersdiensten in preussische über. Bewundernd schildert Thies die außergewöhnliche militärische Karriere, die Moltke innerhalb weniger Jahrzehnte zum Chef des preussischen Generalstabs und Generalfeldmarschall aufsteigen ließ. Kennzeichnend für den erfolgreichen Berufsweg seien eine „Mischung aus Spezialistentum, Nähe zu politischen Entscheidungszentren und Bildungsreisen“ sowie Begegnungen mit internationalen Entscheidungsträgern“ gewesen (S. 67). Als frappierend bezeichnet der Autor Moltkes „universale“ und „profunde historische Bildung“ (S. 82 f). Sein Ruf als „strate-

gisches Genie, nicht als militärischer Führer“ sei mit der Schlacht von Königgrätz besiegelt worden (S. 76). Moltke wurde für die deutsche Öffentlichkeit zur „Inkarnation des an sittliche Maßstäbe gebundenen genialen Feldherrn und gebildeten Soldaten“ (S. 107). In seinem Bekenntnis zum Krieg als einem „Glied in Gottes Weltordnung“, in dem sich „die edelsten Tugenden des Menschen entfaltet“, sieht Thies „eine grundsätzliche Skepsis [...], keine Kriegslüsterheit des alten Mannes“ (S. 93). Kritisch beurteilt er Moltkes „buchstäblich katastrophales“ Bild von Frankreich und sein „beständiges Eintreten“ für einen Präventivkrieg gegen den Erzrivalen.

Gefördert von seinem berühmten Onkel, wurde Helmuth v. Moltke d. J. durch die „Strahlkraft eines großen Namens [...] in schwindlige Höhen“ gehoben (S. 110). Ohne die notwendigen Fähigkeiten und Erfahrungen in der truppdienstlichen Praxis zu besitzen, erfolgte 1904 seine Ernennung zum Chef des Großen Generalstabs. In dieser Funktion erwies sich der Protegé des Kaisers weder als „ein charismatischer militärischer Führer“ noch als ein „Administrator von Rang“ (S. 136). Zutiefst verunsichert und hilflos gegenüber den Erfordernissen der Kriegführung, ging er „als ein Gescheiterter in die deutsche Geschichte“ ein (S. 109).

Wie andere Adelsfamilien neigten auch die Moltkes bei der Suche nach dem Sinn des Lebens zum Spiritismus und Okkultismus. H. v. Moltke d. J. und seine Ehefrau Eliza hatten enge Beziehungen zu dem führenden Anthroposophen Rudolf Steiner (S. 158). Namhafte Militärs verdächtigten den Generalstabschef, ein „religiöser Phantast“ zu sein und „an Engel, Heilung durch Handauflegen und allerlei anderen Nonsens“ zu glauben (S. 140). Andere Moltkes waren in der Christian Science aktiv, einer von ihnen sogar als ein von der Zentrale in Boston besoldeter Leiter der Außendarstellung der Religionsgemeinschaft.

In der Bundesrepublik ging die Assoziation mit der berühmten Familie von Helmuth